

Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Heim- und Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers

Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heim- und Anstaltswesen

Band: 46 (1975)

Heft: 9

Artikel: Die Kluft zwischen Eltern und Fachleuten : Erfahrungen über die Zusammenarbeit zwischen Heim und Eltern aus einem Heim für mehrfachbehinderte, cerebralbewegungsgestörte Kinder und Jugendliche

Autor: Bürgi-Biesterfeldt, Brita

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-806492>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Kluft zwischen Eltern und Fachleuten

Erfahrungen über die Zusammenarbeit zwischen Heim und Eltern aus einem Heim für mehrfachbehinderte, cerebralbewegungsgestörte Kinder und Jugendliche*

Von B. Bürgi-Biesterfeldt

Im September 73 fand in Zürich eine Tagung für Eltern und Betreuer cerebralgelähmter Kinder über das Thema «Familienprobleme» statt. An dieser Tagung habe ich feststellen müssen, dass die **Kluft zwischen Eltern und Fachleuten** noch viel grösser ist, als ich je befürchtet hatte. Ich kann nicht anders sagen, als dass ich erschrocken war, wieviel an gegenseitigem Misstrauen, Resignation und Verbitterung mehr oder weniger offen in den Gruppengesprächen zutage kam. Die Eltern brachten u. a. ihren Unmut darüber zum Ausdruck, dass die einzelnen Fachleute, wie Aerzte und Therapeutinnen, ihre Arbeit nicht koordinieren; die Eltern klagten über mangelnde Aufklärung, was Diagnose und Prognose betrifft, und über das mangelnde Verständnis für ihre persönliche Bedrängnis. Ich hatte den Eindruck, dass ein erschreckend grosser Teil der Eltern sich abgelehnt, unverstanden und umhergestossen vorkam. — Auf der Seite der Fachleute wurde u. a. vor allem die mangelnde Kooperationsbereitschaft und die mangelnde Bereitschaft, qualifizierte Hilfe anzunehmen, beklagt. Es wurde — das von beiden Seiten — immer wieder nach Elternschulung verlangt, vom Beginn der Frühberatung an, und es wurde nach den Gründen dafür gesucht, dass viele Mütter und noch mehr Väter den Elternabenden fernbleiben und die gebotenen Möglichkeiten des Erfahrungs- und Informationsaustausches nicht in Anspruch nehmen.

Ich muss Ihnen ehrlich sagen, angesichts der Fülle der erwähnten gegenseitigen Vorwürfe und Missverständnisse ist mir der Mut, Ihnen meine Ueberlegungen zu einer besseren Zusammenarbeit mit den Eltern, zu einer möglichen Ueberbrückung der Kluft zwischen Fachleuten und Eltern vorzubringen, ein wenig vergangen. Trotzdem werde ich Ihnen jetzt das zur kritischen Ueberlegung anbieten, was ich persönlich in der Zusammenarbeit, in den Gesprächen mit den Eltern behinderter Kinder immer wieder aufs neue zu bedenken und reflektieren versuche. Ich sage bewusst: Ich biete Ihnen meine Ueberlegungen zur kritischen Betrachtung an, und ich sage Ihnen nicht als Pädagogin, wie Sie als Therapeutinnen die rechte Gesinnung und den rechten Umgang mit den Eltern zu finden haben. Mit anderen Worten: Sie können meine Ueberlegungen für unbrauchbar, für utopisch halten; aber Sie werden nicht behaupten können, ich hätte den Versuch unternommen, Ihnen die Leviten zu lesen. Aus diesem Grunde sind meine Ueberlegungen auch vorwiegend in der Ich-Form gehalten — bis

auf die Stellen, wo der pädagogische Eifer mit mir durchgeht.

Sie als Therapeutinnen und Therapeuten und ich als Heilpädagogin haben trotz unserer verschiedenen Ausbildungen und unserer verschiedenen Tätigkeitsbereiche ein gemeinsames Ziel: Wir versuchen, einem in seinen Entwicklungsmöglichkeiten beeinträchtigten Kind grösstmögliche Hilfen im körperlichen und geistigseelischen Bereich anzubieten, um ihm eine optimale Verwirklichung seiner individuellen Möglichkeiten zu verschaffen. Sie werden mir zustimmen, dass weder Sie noch ich ohne diese ganzheitliche Betrachtungsweise auskommen, das heisst konkret: Solange wir bei der Förderung und Behandlung eines Kindes nur unseren eigenen Funktionsbereich sehen, hier das Kind mit motorischen Mängeln, hier das Kind mit intellektuellen Mängeln und hier das Kind mit seinen seelischen, emotionalen Bedürfnissen, solange erschweren wir oder verunmöglichen wir sogar dem Kind Fortschritte.

Gemeinsam ist uns daneben auch die Aufgabe, die Eltern des Behinderten zur Mitarbeit heranzuziehen oder besser gesagt: Den Eltern bei ihrer überaus anspruchsvollen und schwierigen Aufgabe behilflich zu sein, ein behindertes Kind zu erziehen und zu fördern. Dem kleinen Unterschied in den beiden letzten Formulierungen — Eltern zur Mitarbeit heranzuziehen und Eltern bei einer Aufgabe behilflich sein — messe ich einige Bedeutung bei, und ich möchte das im folgenden zu verdeutlichen versuchen. Dabei möchte ich auf Schwierigkeiten zu sprechen kommen, von denen ich meine, dass sie immer wieder in Kontakten und Gesprächen mit Eltern auftreten.

Auf die Fragen nach ihren Erfahrungen mit den Eltern der ihnen anvertrauten behinderten Kinder bekam ich von angehenden Erzieherinnen u. a. die folgenden Kritiken zu hören. Vielfach befolgen die Eltern die Anregungen über Selbsthilfe und Sauberkeitstraining usw. der Fachleute nicht. Viele Eltern vernachlässigen die Selbstständigkeitsbestrebungen ihres behinderten Kindes; sie verwöhnen, sind überbehütend, überängstlich und behandeln ihr heranwachsendes Kind wie ein Kleinkind. Nach der Beurteilung der angehenden Erzieherinnen schätzt ein grosser Teil der Eltern ihr Kind falsch ein und hat völlig falsche Vorstellungen von den faktischen Möglichkeiten des Kindes. Viele Eltern haben, wie behauptet wurde, eine falsche Beziehung zum Kind (falsches Mitleid, falsche Scham); sie haben Schuldgefühle, auf Grund der sie das Kind überbehüten oder drangsalieren, kurz: Sie

* Referat, gehalten anlässlich der Fortbildungstagung für Bobath-Therapeutinnen am 26./27. Oktober 1973 in Aarau.

können die Behinderung ihres Kindes nicht angemessen verarbeiten. Die Einstellung und das Verhalten der Eltern zu ihrem behinderten Kind wurde also vorwiegend negativ beurteilt.

Ich weiss nicht, was Sie spontan empfunden haben bei der Aufzählung der kritischen Einwände; möglicherweise ist es Ihnen gegangen wie mir seinerzeit: Ich habe Unbehagen empfunden bei der vorwiegend negativen Beurteilung. Verstehen Sie mich recht: Es liegt mir völlig fern, die Erzieherinnen schlechthin einer solchen Einstellung zu verdächtigen. Im übrigen zeigt es sich, dass in Diskussionen gerade die problemgeladenen Beispiele herangezogen werden, befriedigende Erfahrungen werden als unproblematische ausgeklammert. Nun, warum widme ich mich trotz dieser Relativierungen so ausführlich diesen Beispielen? Weil ich mich frage, ob wir uns nicht von Zeit zu Zeit bemühen müssen, unsere Art, mit Eltern zu sprechen, unsere Anregungen und Anliegen vorzubringen und unsere Beurteilung der Eltern neu zu überdenken. Ich stelle immer wieder fest, dass ich mir im Laufe der Zeit ein Bild mache von den Eltern, von ihrer Art, mit dem Kind umzugehen, von dem, was sie von mir erwarten, wie sie zu unserer Arbeit stehen, was sie vom Kind erwarten usw. Sind die Vorstellungen, die ich mir von den Eltern mache, geprägt von schlechten Erfahrungen (zum Beispiel Unaufrichtigkeit oder Unzuverlässigkeit der Eltern), so fällt es mir besonders schwer, frei und unvoreingenommen erst einmal auf das Anliegen der Eltern einzugehen.

Vielleicht denkt jetzt der eine oder andere von Ihnen, sein Auftrag von seiten der Eltern und des Arbeitgebers laute, das bewegungsgestörte Kind motorisch und geistig-seelisch zu fördern. Die psychische Situation der Eltern möge schwer und belastend sein, aber Ihr fachliches Können und Ihre fachliche Verantwortung gälte dem Kind. Als «Anwalt» des Kindes oder Jugendlichen könne man bestimmte Ansprüche, Forderungen und eine, die Entwicklung hemmende Einstellung der Eltern weder tolerieren noch diplomatisch übergehen. Diese Ueberlegungen sind sicher berechtigt, und ich glaube, es gibt immer wieder auch Situationen, wo wir uns ausschliesslich auf das Kind konzentrieren müssen, wo ein aufrichtiger Austausch von Informationen und Anregungen, ein echtes Gespräch mit den Eltern nicht mehr möglich ist. Eine Familie, in der das behinderte Kind zum Beispiel ein nötiges Requisite für die Märtyrerrollen von Vater und Mutter ist, wird schwer zu motivieren sein, uns beim Verselbständigungsprozess des Kindes behilflich zu sein. Die Eltern brauchen in diesem Fall das hilflose, pflegebedürftige Kind. Wir können in der Regel diese im Unterbewussten verborgene Einstellung nicht ändern.

Mir scheint jedoch, um zu meinem Anliegen der selbstkritischen Besinnung zurückzukommen, dass wir Verständigungsschwierigkeiten mit den Eltern nicht als unvermeidlich hinnehmen dürfen. Mit anderen Worten: Die Tatsache, dass es sogenannte «schwierige» Eltern gibt, entbindet mich nicht von der Verpflichtung, meine eigene Einstellung zu den

Problemen, Wünschen und Vorstellungen dieser Eltern, meine Empfindungen, Reaktionen und meinen Umgangston ihnen gegenüber immer wieder zu reflektieren, zu überdenken. Wenn ich sage, ich versuche meine Einstellung immer wieder zu überdenken, zu reflektieren, so meine ich damit weder eine Art Meditation noch einen rein intellektuellen Vorgang. Ich kann mir vielleicht mit dem Kopf klarmachen, warum Eltern in einem Gespräch — oder meist hinterher — aggressiv reagieren, warum sie zum Beispiel mit immer neuen Forderungen an eine Intensivierung der Behandlung kommen; aber auf diese Art überführe ich quasi die Eltern ihrer unbewussten Motive und lasse es dabei bewenden. Ich meine also mit Reflektionen mehr, nämlich **Einfühlung in sich selbst und in den anderen**. Es ist eine Art **führendes Denken**, wenn man das so sagen kann, bei dem ich mich nicht nur in die aggressive oder abwehrende Reaktion eines Elternteils einfühle, sondern auch zugleich meine Empfindungen, meine Reaktion nachfühle. Stellen Sie sich vor, die Eltern äussern Ihnen gegenüber im Gespräch Forderungen, was ihr Kind doch eigentlich alles lernen sollte in der Therapie, Ansätze dazu zeige es ja zu Hause, und man trainiere diese Ansätze auch immer wieder. Oder versetzen Sie sich in die Situation, die doch auch immer wieder vorkommt, dass Eltern Sie fragen, ob das Kind nicht doch noch zum Sprechen oder Laufen käme, und Sie wissen auf der anderen Seite, dass die Eltern falsche Erwartungen haben, und dass Sie die Eltern ent-täuschen (im ursprünglichen Sinne des Wortes) müssen. In beiden Situationen werden Sie eine spontane innerliche Reaktion haben. Sie fühlen sich attackiert, Ihre bisherigen Bemühungen werden nicht anerkannt, Ihre Fähigkeiten werden in Frage gestellt, die Eltern überfordern Sie mit falschen Erwartungen. Wo kann da nun Reflektion einsetzen? Es wird uns vielleicht gelingen, eine Erklärung für die Argumente und Vorstellungen der Eltern zu finden. Vielleicht leugnen die Eltern die Schwere der Behinderung, vielleicht müssen sie, die Eltern, Ihnen beweisen, dass auch sie als Eltern Fortschritte zustande gebracht haben, um nur zwei einfache Erklärungen anzuführen. Mit Reflektion meine ich nun folgendes: Nämlich einmal das Sich-Hineinversetzen in den anderen, das über das rationale Erklären hinausgeht.

Wie kommen die betreffenden Eltern zu dieser Einstellung, welche Erfahrungen haben sie bisher gemacht im Umgang mit ihrem Kind, mit uns Fachleuten und mit Institutionen? Zum anderen meine ich mit Reflektion aber auch das aufmerksame Registrieren der eigenen Reaktionen; wie reagiere ich auf das Anliegen, die Forderungen und die Einstellung der Eltern? Trägt meine Einstellung unter Umständen dazu bei, die Eltern in ihrer abwehrenden Haltung zu bestärken?

Wenn man an der Ueberzeugungskraft der eigenen Argumente zweifelt, ist es üblich, dass man Kapazitäten zitiert. Darum möchte ich Ihnen eine Textstelle vorlesen, die ich in einem Buch von Ruth Bang, einer Sozialarbeiterin, gefunden habe:

«Unsere erste spontane Reaktion auf das Verhalten einer Mutter, zu der wir kommen, um ihr bei ihren Schwierigkeiten zu helfen, die aber uns und unsere Bemühungen ganz offensichtlich ablehnt, ist weder die von Toleranz noch akzeptierender Haltung, solange wir uns nur mittels eines Denkaktes beherrschen und damit unsere spontan aggressive Reaktion so weit unter willensmässige Kontrolle bekommen, dass jede aggressive Aktion unsererseits ausbleibt.»

Das heisst mit anderen Worten: **Solange wir im Gespräch mit einer misstrauischen Mutter unserer unbehaglichen Gefühle, unserer Wut, unserer Enttäuschung, unserer Gekränktheit nur Herr werden, indem wir uns zusammenehmen und rational beurteilend re-agieren, die Mutter oder die Eltern als «Fall» nehmen, solange haben wir uns in die Situation der betreffenden Eltern noch nicht hineingefühlt.** R. Bang fährt fort: «Unser Verhalten wird dann zwar durch rationale Ueberlegungen weit weniger aggressiv-triebhaft als das der Mutter sein; es erhält aber erst dann die Kennzeichen und Auswirkungen von Toleranz und akzeptierender Haltung, wenn es uns gelingt, denkend und fühlend, also reflektierend, dem Ursprung, dem Warum und Woher der aggressiven Impulse beim anderen — bzw. auch bei uns selbst — nachzugehen.»

Das heisst wiederum mit anderen Worten: Solange wir nur sachlich beherrscht reagieren, ohne uns intensiv in die Rolle, die Lage der Eltern versetzt zu haben, solange *denken* wir nur und *fühlen* nicht. Reflektieren bedeutet Einbezug beider Vorgänge.

«Dann erst», um mit R. Bang fortzufahren, «wird das Stadium von Toleranz aus Beherrschung, welches mehr einem geduldigen Hinnehmen entspricht, überschritten, und es entsteht — aufgrund von Mitgefühl — das, was wir unter akzeptierender, nicht abwertend verurteilender Haltung... verstehen.» R. Bang sieht das Mitgefühl, das Gefühl für die Situation des anderen, das Sich-Hineinversetzen in den anderen und das Hineinhorchen in sich selbst als eine Voraussetzung dafür, dass ein Gespräch hilfreich ist.

Vielleicht versuchen wir gemeinsam, uns noch weiter in die Lage der Eltern zu versetzen. Hin und wieder gipfeln die Enttäuschung und Resignation über eine nicht zustandekommende Zusammenarbeit mit den Eltern in dem Satz: «Bevor man mit dem Kind weiterkommt, müsste man im Grunde die Eltern erziehen — oder umerziehen.» So geraten wir unversehens in die Lehrerrolle, die beurteilt, anleitet, korrigiert. Ist das Verhältnis von Eltern und Fachmann nicht häufig in Gefahr, eines von Schüler und Lehrer zu werden? Wir müssen beurteilen, was dem Kind zur Förderung im weitesten Sinne dient, was das Kind zu leisten fähig ist, was dem Kind Spass machen soll, und wir beurteilen die Eltern, ihre Einstellung zum Kind, wie sie die Behinderung des Kindes «verarbeitet» haben, wie gut oder schlecht die Erziehungspraxis ist, die häusliche Atmosphäre, wie geschickt und gewissenhaft die Mutter mit dem Kind turnt und

übt usw. In einem Lehrer—Schüler-Verhältnis, um bei diesem Bild zu bleiben, entstehen jedoch häufig Konflikte.

Die Eltern eines behinderten Kindes werden heute immer mehr schon früh aufgeklärt über die Behinderung ihres Kindes. Sie werden früher beraten, früher angeleitet. Häufig sind die Eltern auch sehr dankbar, dass etwas geschieht zum Besten der Kinder, denn wenn etwas unternommen wird, wird auch zugleich etwas gegen die lähmende Trauer der Eltern getan. Heutzutage ist die Situation einer Mutter mit einem behinderten Kind wesentlich erleichtert im Vergleich zu früher und trotzdem frage ich mich manchmal, wie wohl einer Mutter zumute ist, die ständig oder sehr häufig über Jahre hinaus unterwiesen, beraten und auf gewisse Weise auch kontrolliert wird. Dazu kommt noch, dass die Eltern eines stark behinderten Kindes von Instanz zu Instanz gehen müssen, um einen Heimplatz zu finden und häufig überdies befürchten, wenn sie einen Platz gefunden haben, dass das Kind wegen seiner Pflegebedürftigkeit oder seiner Verhaltensauffälligkeiten auf die Dauer in dem Heim nicht tragbar ist. So werden wir verstehen müssen, wie unfrei und abhängig sich solche Eltern fühlen.

Wir führen bei uns im Schulheim Dielsdorf jährlich mindestens einmal, bei Bedarf auch öfter, eine Besprechung mit den Eltern durch, an der alle, die mit dem betreffenden Kind zu tun haben, teilnehmen. Obwohl die Eltern wissen, dass diese Gespräche zum Turnus gehören, machen wir immer wieder die Erfahrung, dass Eltern einerseits meinen, sie seien herbeizitiert worden, um sich mitteilen lassen zu müssen, ihr Kind sei nicht mehr tragbar, es gehöre an einen anderen Ort oder andererseits, dass wir Fachleute ihnen «am Zeug flicken» oder sie kritisieren wollten. Schon allein diese Erwartungshaltung verunmöglicht manchmal eine entspannte, freie Atmosphäre, die doch für ein Gespräch nötig ist. So kommen der Austausch von Informationen und die gemeinsame Bemühung um die Lösung von Problemen, bei denen wir doch viel weniger häufig eine fertige Antwort haben, als die Eltern meinen, viel zu kurz.

Ich vermute, dass der eine oder andere von Ihnen in Anbetracht der Erfahrungen, die er mit Eltern gemacht hat, daran zweifelt, dass zwischen uns und den Eltern ein partnerschaftliches Verhältnis entstehen kann. Vielleicht halten Sie eine Partnerschaft überhaupt für unnötig? Aus zwei Gründen versuche ich, in meiner Haltung den Eltern gegenüber das Angebot der Partnerschaft enthalten zu lassen. Einmal ist das Kind, mit dem wir zu tun haben, nicht unser Kind, sondern das seiner Eltern; insofern sind wir lediglich «Auftragnehmer». Müssen wir deshalb nicht immer wieder darauf achten, dass unsere Zusammenarbeit mit den Eltern sich nicht darin erschöpft, dass wir Massnahmen treffen, Verhaltens-, Erziehungs-, Trainingsratschläge und -aufträge erteilen? **Die Gefahr, dass wir meinen, die Familie mit dem behinderten Kind bis in das intime Familienleben hinein beraten zu müssen, ist übrigens besonders bei uns Pädagogen sehr gross.**

Der zweite Grund, der für mich für ein partnerschaftliches Verhältnis zwischen den Eltern und uns spricht, ist der, dass jegliches Verhältnis, das hier auf Instruktion, da auf Ausführung, hier auf Anleitung, da auf Kontrolle, hier auf Uebersicht, da auf beschränkter Teileinsicht beruht, auf die Dauer gesehen unfruchtbar ist. Wir wissen, dass die Fortschritte eines Kindes, die durch die Förderung der Eltern erreicht wurden, für die weitere Bereitschaft der Eltern sehr bedeutungsvoll sind.

Es ist daher verständlich, dass eine Reihe von Verständigungsschwierigkeiten — im weitesten Sinne — mit den Eltern zustandekommen, weil die Eltern Anleitung und Beratung als Massnahmen «von oben» empfinden, sie selber sind lediglich «Handlanger». Ist vielleicht ein Teil des Misstrauens, der Verständnislosigkeit und der mangelnden Kooperationsbereitschaft von seiten der Eltern auch als eine Folge der eben beschriebenen Situation zu sehen? Auch Sie werden diesbezügliche Erfahrungen in Ihren Funktionsbereichen gemacht und festgestellt haben, dass Verantwortungsgefühl und Initiative nur da gedeihen, wo keine Verhältnisse der Ueber- und Unterordnung bestehen.

Nun, ich weiss nicht, ob diese wenigen Sätze genügend verdeutlichen konnten, was ich mit dem Angebot der Partnerschaft meine. Ich sage mit Bedacht **Angebot** der Partnerschaft und schliesse damit ein, dass es Eltern gibt, die aufgrund ihrer psychischen Situation verbunden mit negativen Erfahrungen auf dieses Angebot nicht eingehen oder nicht eingehen können. Aber ich glaube, um das noch einmal zu wiederholen, das entbindet uns nicht der Verpflichtung, das Angebot immer wieder zu machen. Was heisst das konkreter?

«Das Annehmen des Gesprächspartners», so sagt Ross in seinem Buch über das Sonderkind, *«bedeutet, dass der Berater die Gefühle, die dem ungesunden oder unerwünschten Verhalten der Eltern zugrunde liegen, akzeptiert.»*

Das heisst nicht, dass der Berater das Verhalten akzeptieren muss, zum Beispiel das verwöhnende Verhalten der Mutter, sondern lediglich die Gefühle, die dem Verhalten zugrunde liegen. *«Dazu», fährt Ross fort, «gehört aber der Versuch, diese Gefühle zu verstehen . . ., und ‚Verstehen‘ bedeutet nicht nur ein intellektuelles Erfassen aufgrund von theoretischem Wissen, sondern ein emotionales Verstehen aufgrund von Einfühlung.»*

Wenn wir versuchen, uns in die Situation der Eltern einzufühlen, so werden wir feststellen, dass es ausserordentlich schwer ist, ihre Erfahrungen und die damit verbundenen Gefühle und Einstellungen nachzuempfinden. Wir haben nicht erlebt, welche Kränkung mit der Geburt eines behinderten Kindes verbunden ist nach einer Schwangerschaft mit all ihren Erwartungen und Vorstellungen. Man hat sich enttäuscht und auch die sogenannte Gesellschaft, denn Elternschaft wird zwar positiv bewertet (der freiwillige Verzicht auf Kinder bleibt für viele Leute unverständlich), *«aber die gesellschaftlichen Erwartun-*

gen gehen dahin, dass man gesunde, leistungsfähige Kinder hervorbringt . . .» (Ross). Die Geburt eines behinderten Kindes ist eine *«narzistische Kränkung des Ich»*, heisst es an anderer Stelle, und wenn wir im Rahmen dieser Ausführungen auch nicht auf die damit verbundenen seelischen Abwehrreaktionen eingehen können, so hoffe ich doch, Sie verstehen, wenn ich sage, die Eltern haben uns eine Erfahrung voraus, die wir in ihrer Auswirkung wahrscheinlich nur unvollständig nachempfinden können.

Ein Mehr an Erfahrung haben die Eltern in der ganz speziellen Entwicklung, der Lerngeschichte ihres Kindes. Wie das Kind zu motivieren ist, woran es Freude, wovor es Angst hat, worauf es empfindlich reagiert, all diese Informationen, die doch für unsere Arbeit ausserordentlich wichtig sind, können uns die Eltern in vielen Fällen am besten geben. Sicher sind diese Auskünfte zum Teil sehr subjektiv gefärbt, das Kind zeigt vielleicht bei uns zum Beispiel keine der vorausgesagten Aengste, oder das, was die einfühlsame Mutter aus dem Gestammel des Kindes interpretiert, erscheint uns überinterpretiert; aber ich glaube trotzdem: Auch wenn wir den Eltern die allgemein fachlich-objektive Kenntnis voraus haben, **so haben uns die Eltern doch die ganze individuelle, spezielle Kenntnis voraus.**

Vielleicht geht es Ihnen wie mir, dass Sie auch manchmal in Gefahr sind, ungeduldig oder nervös zu werden, wenn die Eltern weit-schweifig über das berichten, was das Kind zu Hause angeblich kann, oder wenn die Eltern zum Beispiel laienhafte Vorschläge über das Vorgehen in der Sprachtherapie bringen. Es fällt mir dann manchmal schwer, meine Vorstellung von Partnerschaft wirklich zu praktizieren, weil ich spüre, dass die Eltern und ich von zwei völlig verschiedenen Vorstellungen ausgehen. P. Missland, der Präsident der Regionalgruppe Zentralschweiz, selber Vater eines mehrfachbehinderten Kindes, spricht vom gegenseitigen Vertrauen, auf welchem eine gute Partnerschaft beruht. Das ist sicher richtig; aber kann Vertrauen da entstehen, wo man nicht von den gleichen Voraussetzungen ausgeht, vor allem vom gleichen Wissen um den Behinderungsgrad und die damit verbundenen Möglichkeiten des Kindes?

Ich glaube, die unterschiedlichen Erwartungen von uns und den Eltern führen sehr häufig zu Verständnisschwierigkeiten. Erwarten die Eltern Wunder von einer Therapie, und erheben Sie uns in ihrer Hilflosigkeit zur allwissenden Autorität, so gehen die Eltern von anderen Voraussetzungen aus als wir.

Und umgekehrt: Spielen wir bereitwillig die Rolle des Behlehenden, des Allwissenden bei Fragen, die nur gemeinsam beantwortet werden können, so bestärken wir die Eltern in ihrem Gefühl der Abhängigkeit und verunmöglichen damit ein partnerschaftliches Verhältnis. Ich kenne die Verständigungsschwierigkeiten besser aus Gesprächen über Erziehung. Da kommt immer

wieder einmal die Frage: «Warum macht das das Kind, was kann man dagegen tun?» Als wenn wir in jedem Fall Diagnose, Prognose und Behandlungsplan zu Hand hätten. Vielleicht haben Sie, wie ich, schon Situationen erlebt, wo dann die eigene Ratlosigkeit, der Mangel an Autorität, beim anderen Ideen und Initiative entwickelten. Häufig sind doch die Eltern daran gewöhnt und erwarten es auch, dass wir, nachdem von Schwierigkeiten die Rede war, Vorschläge machen, Anweisungen geben, raten.

Weil von uns erwartet wird, dass wir beurteilen, Prognosen stellen und raten, ist es auch so schwer, diese Erwartungen nicht gleich zu erfüllen, indem man belehrt und beurteilt. Ich nehme mir immer wieder vor, nicht starr vor Augen zu haben, was ich in dem bestimmten Gespräch von den Eltern erreichen will, denn das erschwert mir, zuzuhören und vorurteilsfrei den Gedankengängen der Eltern nachzugehen, Gedankengänge, die unter Umständen sehr hilfreich und aufschlussreich für unser Verständnis für das Kind sein können. Sicher lassen sich rein organisatorische und informativische Belange auch auf einfachere Art lösen; aber Sie alle werden vermutlich auch in Gespräche mit Eltern geraten, wo es um mehr geht.

Lassen Sie mich da, bevor ich zum Schluss komme, noch einen kleinen Exkurs machen:

Es gibt eine Art der Gesprächspsychotherapie, die sogenannte Klienten-zentrierte, die uns Laien auf diesem Gebiet wertvolle Anregungen geben kann. Auch hier wird betont, wie wichtig es ist, im Gespräch herauszuspüren und mitzuvollziehen, was gefühlsmässig hinter der Aussage des Klienten steht (zum Beispiel: Was möchten die Eltern **eigentlich** von mir?).

Der Berater versucht dann die wahrgenommenen emotionalen Erlebnisinhalte zu verbalisieren, das heisst, er gibt dem Ausdruck, was er aus der Aussage und hinter der Aussage verstanden hat. In der klientenzentrierten Gesprächstherapie ist für die

Qualität des Beraters seine Echtheit und Offenheit entscheidend; er darf nicht in die professionelle Haltung oder in die Verteidigungsstellung flüchten. Wertvoll scheint mir auch eine weitere Grundregel: im «Code des Klienten» zu sprechen, also in der Sprache des Klienten, bildhaft, konkret und verständlich. Dass diese Art der Gesprächsführung nur möglich ist, wenn der Berater **richtig** zuhören und **richtig** beobachten kann, ist einleuchtend.

Wenn wir unter Zeitdruck stehen und dadurch nur noch die «Speditivität» des Gesprächs im Vordergrund steht, bleibt natürlich für das Zuhören, das Sich-Hineinversetzen in den anderen, für das gemeinsame Suchen nach Lösungen, für das gemeinsame Abwägen von Möglichkeiten und Massnahmen nicht mehr genug Zeit. Dann sind wir gezwungen, den Gesprächsfaden, das Gesprächsziel krampfhaft im Auge zu behalten, unsere Forderungen möglichst rasch an den Mann zu bringen und alles, was **wir** für nebensächlich halten, abzuklemmen.

Zugegebenermassen gibt es sogenannte «schwierige» Eltern, wo wir auch ohne Zeitdruck diesen Stil anwenden; aber ich wiederhole mit Beharrlichkeit meine anfängliche Ueberlegung: Die Tatsache, dass es sogenannte schwierige Eltern, widrige Umstände und Schwierigkeiten innerhalb des interdisziplinären Teams gibt, berechtigt uns doch nicht zu der Annahme, dass Schwierigkeiten in der Zusammenarbeit mit den Eltern unvermeidlich sind. Ich versuche zumindest immer wieder, nach dem **Warum** und **Woher** der Schwierigkeiten zu suchen, **sowohl bei den Eltern als auch bei mir**. Nicht allzuoft, das muss ich gestehen, ist mir bis jetzt eine Art von partnerschaftlicher Zusammenarbeit gelungen; aber das hindert mich nicht daran, das Angebot immer wieder neu zu machen.

Adresse der Verfasserin:
Brita Bürgi-Biesterfeldt
Schulheim
8157 Dielsdorf

Sexualethische Grundsätze für die Resozialisierung verhaltensgestörter weiblicher Jugendlicher

(2. Teil)

3.3 Normatives Ethos der Geschlechtlichkeit

3.3.1 Normativität des Faktischen?

Es ist vor allem A. Kinsey, durch seine nach ihm benannten «Kinsey-Reports» berühmt geworden,

der sich in der Interpretation seiner Erhebungen über das sexuelle Verhalten des Menschen zum Anwalt des faktischen Verhaltens gegenüber jeglichem Normzwang gemacht hat. Wörtlich sagt er: «Das Verhalten des einzelnen Menschen wird zum Gesetz, wenn es mit Hunderten anderer addiert wird.» Eine christliche Ethik kann sich mit einer